

(Nachdruck verboten.)

Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

Da alle Chöre und alle dramatischen Massenauftritte weggelassen werden mußten, war eine kurze, verbindende Erklärung der Handlung nötig. Als Richard sich außer Stande erklärte, etwas Zusammenhängendes zu sprechen, war Leontine bescheiden dazu bereit. Sie nannte zuerst Namen der Oper und dann die einzelnen Personen.

Fata Morgana war eine böse Fee und eifersüchtig auf den Prinzen Rustan. Deshalb verwandelte sie im Verlauf der Handlung seine Geliebte, die Sultanstochter Selma, in alle möglichen Dinge: im ersten Akt erschien Selma zu einer Palme verzaubert, und mit dem Klageduett zwischen Rustan und der Palme begann die Oper.

Ein rauschender Beifall folgte. Nur Doktor Ginzmann und Jakubowski blieben ruhig abwartend.

Nach einem großen Ensembleakt, den auf der Bühne die Gespielfinnen Selmas als lebende Blumen mit ihrer Gebieterin aufführen mußten, und nach einem Doppelchor, wenn sich die unsichtbaren Geister der Fata Morgana hinzugesellten, kam dann die zweite Nummer der heutigen Probe, das Duett zwischen der armen Palme und der bösen Fee. Hierauf verpflichtete sich Rustan in einem langen Recitativ, das wieder fortblieb, für die Entzauberung Selmas dem alten Sultan zehn Jahre als Knecht zu dienen, insbesondere als Sknappe bei der Amazonenkönigin auszuhalten, welche natürlich die Fee Morgana war. Mitten in einem großen Amazonenmarsch bildete endlich ein Koloratursatz, das Triumphlied der Fee, den Schluß des ersten Aktes.

Der Beifall ließ nach der zweiten und dritten Nummer nicht nach. Nur in der ersten Reihe wagten die Damen es nicht, früher als die beiden Kenner zu klatschen, als Doktor Ginzmann und Jakubowski, die unbeweglich dafazten.

Ohne Unterbrechung ging die Probe-Aufführung weiter. Der zweite Akt zeigte Rustan im Heerlager der Amazonenkönigin, die mit glühender Leidenschaft die Sinne ihres Sknappen zu fesseln sucht. Selma war jetzt aus besonderer Bosheit in einen Felsen verwandelt, der dem Zelte der Königin gegenüberstand und die halben Treulosigkeiten, sowie die Gewissensqualen des Geliebten mit ansehen muß. Auf der Bühne sollte im letzten Augenblick, da Rustan sich der Fee Fata Morgana zu Füßen gestürzt hat, hinter dem Felsen, wie ein Phantom Selmas Gestalt erscheinen und in einem echoartigen Duett zwischen dem Liebespaar die böse Fee um ihren Sieg gebracht werden.

Der Beifall ließ nicht eigentlich nach. In den rückwärtigen Reihen wurde absichtlich immer lauter geklatscht, der alte Mettmann selbst schaute seine Hände nicht. Auch die ausführenden Künstler stimmten lebhaft in den Beifall ein. Doch die Kälte der beiden Kenner hatte auch die zweite Reihe verstummen gemacht, und ein leiser Druck begann auf die Gäste niederzukommen.

Nach dem Echo-Duett entstand vor dem losbrechenden Applaus eine kleine Stille, und man hörte Doktor Ginzmann „dümmes Gluck“ flüstern und Jakubowski sich räuspern.

Vom dritten Akt hatten alle Sänger das beste erwartet, da wurde die Handlung lebhaft. Am letzten Tag der zehn Jahre sollte Selma vernichtet werden. Sie war in den großen Spiegel der Amazonenkönigin verwandelt, Rustan sollte den letzten Befehl ausführen und den Spiegel mit seinem Schwert zertrümmern. Dreimal hob er den Arm, und dreimal erschien im Glase die Gestalt der Geliebten. Fata Morgana trat endlich vor und erklärte in einer Rache-Krie ihre ganze Nutzlosigkeit.

Nach dieser Nummer lärmten die beiden letzten Bänke allein.

Nun mußte die oberste Feenbeherrscherin erscheinen, die Macht der Fata Morgana brechen, der vielgeprüften Selma ihre menschliche Gestalt wiedergeben und die Liebenden vereinen. Mit dem großen Quintett zwischen dem Liebespaar, der Fata Morgana, der Feenbeherrscherin und dem alten Sultan schloß der Abend. In der Partitur folgte noch ein schwieriger Chor der Amazonen, der Gespielfinnen, der guten und der bösen Geister.

Als der letzte Ton des Quintetts verklungen war, folgte zuerst lautlose Stille, dann gab Jakubowski das Zeichen, indem er freundlich einigemal die Hände zusammenschlug, und im ganzen Saal vereinigte man sich zu einem lebhaften, aber kurzen Händeklatschen.

Die Hausfrau erhob sich, sie reichte Richard beide Hände, wie sie sich das vorgenommen und vorgestellt hatte, und dankte ihm für den einzigen Genuß.

„Auf der Bühne wird das alles noch ganz anders wirken.“

Von allen Seiten drängte man hinzu. Das erlösende Wort war gesprochen.

„Auf der Bühne wird das alles noch ganz anders wirken!“ riefen durcheinander die Künstler, denen ihre Partien gut lagen, und die das Werk deshalb ungemein lieb gewonnen hatten. Und sie schleuderten herausfordernde Blicke auf die beiden Kenner, die gewiß aus Neid ihre Bewunderung zurückhielten. Von rückwärts drängte sich der alte Mettmann durch, klopfte seinem Sohne auf die Schulter und rief überlaut:

„Du wirst sehen, wie das auf der Bühne wirken wird. Wenn zweitausend Menschen Dich herausrufen werden, wird es auf zwei nicht antommen, die es Dir nicht gönnen.“ Und er warf einen fragenden Blick auf Leontine.

Zwei Diener warteten an der Thür. Auf das Zeichen Leontines sollten sie das Lorbeerbäumchen hineintragen. Die Hausfrau überlegte eine Weile, dann schüttelte sie leise den Kopf. Sie gab das Zeichen nicht. Ruhig wandte sie sich an Jakubowski:

„Das Werk hat Ihnen sicherlich ebenso gefallen wie uns allen, aber ein Musikgelehrter wie Sie weiß gewiß bessere Worte des Lobes zu finden.“

Jakubowski murmelte ohne Verlegenheit etwas von ehrlicher Musik, einfacher Harmonie, lobenswerthem Mangel an Effekthascherei. Dann sagte er:

„Die Melodien legen sich nicht recht ins Ohr und erinnern andererseits vielleicht zu sehr an alte Muster, aber es ist ehrliche Arbeit, das müssen Sie selbst sagen, Heber Ginzmann. Sie werden keine Veranlassung haben, auf den Komponisten böse zu werden. Er wird die Musik in keine neue falsche oder schädliche Richtung drängen.“

Doktor Ginzmann fing das spöttische Lächeln Jakubowskis an.

„Ehrliche Arbeit,“ sagte er. „Sie müssen immer ein braver Schüler gewesen sein, junger Freund. Gelernt haben Sie etwas Ordentliches. Das andre, ich meine das, wissen Sie so, das, was drin stecken muß, das wird sich ja wohl noch stärker entwickeln.“

Und alle Musiker bereinigten sich zu einem sachmännischen Gespräch über die schwierige Natur des letzten Quintetts.

Richard hatte das dumpfe Gefühl, daß Leontine mit dem Erfolg der Oper nicht ganz zufrieden war. Auch ihm war es so vorgekommen, als ob einzelne Nummern weniger gewirkt hätten. Wie schlecht er begleitet hatte, das mußten alle bemerkt haben, aber es war nicht seine Schuld gewesen. Die schöne Sängerin der Selma erinnerte ja mit keinem Zuge an Johanna, und doch hatte er diese Partie nicht einen Augenblick von den Gedanken an Johanna loslösen können. Und schon hatte er oft in das kalte Antlitz Leontines geblickt, ob sie nicht plötzlich die dämonischen Züge der Fee Morgana annähme.

Langsam zog sich die Gesellschaft in die kleinen Räume zurück, wo Brötchen mit Austern und Naviar bereit standen und Champagner und Limonaden gereicht wurden. Alles schwatze durcheinander. Man sprach von Gott und der Welt, nur nicht von der Oper Fata Morgana.

Der alte Mettmann war wügend. Doktor Ginzmann und Jakubowski sollten es schon büßen. Er wollte mit seinem Börseureporter und mit seinem Musikzeusenten reden. Für die öffentliche Aufführung, deren Bombenerfolg ja doch sicher war, mußten solche Intriguen im voraus verhindert werden.

Alles hatten die beiden unmannerlichen Menschen gestört. Nicht einmal die Ovation mit dem Lorbeerbäumchen war ausgeführt worden.

Frau Leontine hatte allerdings vielleicht recht gehabt.

Sie war klug, o, beinahe zu klug, aber es half ihr nichts! Und für die Verlobung war die Stimmung vielleicht jetzt noch günstiger. Das Mitleid mit dem so boshaft angefeindeten Komponisten mußte noch stärker wirken als die Bewunderung für den Sieger. Lieb haben mußte man ja seinen Richard! Und wenn erst die letzten Gäste sich verlaufen hatten und er und sein Sohn mit der schönen Wirtin allein blieben, dann gab es für ihn ein schöneres Fest, als ihm alle Opern der Welt bereiten konnten.

Er brauchte nicht mehr lange zu warten. Gegen 10 Uhr schon sagte eine Gruppe nach der andern „gute Nacht“. Jedermann hatte dankbare Worte für den seltenen Genuß und für das köstliche Diner, und der Bassbariton, der als letzter blieb, erinnerte noch einmal mit begeistertem Augenaufschlag an die Rebhuhnforellets.

Der alte Mettmann hatte sich, um sein längeres Verweilen nicht auffallen zu lassen, von der Ausgangstür weg in ein andres Zimmer zurückgezogen. Als jetzt alles still wurde, kam er langsam vor und hoffte Leontine und Richard in einer innigen Umarmung zu finden. An der Verbindungspartiere blieb er überrascht stehen: auf dem Sofa lag die Hausfrau, müde zurückgelehnt, allein; ihre blassen Züge waren schlaff, ihre Lippen zuckten, als wäre ihr das Weinen nahe.

„Und Richard?“ rief Mettmann heftig.
 „Er hat sich fortgetohlen,“ sagte Leontine!

Mettmann suchte seinen wiedersten und wehmütigsten Ton. „Der arme Junge! Diese Leute haben ihn so schlecht behandelt, er wird jetzt Ihre Liebe doppelt nötig haben.“

Leontine faßte sich gewaltsam und richtete sich mit elastischer Bewegung hoch auf.

„Lieber Mettmann, Ihr Sohn hatte recht. Er muß etwas sein, etwas Großes erreicht haben, wenn er mein Vermögen ohne Demütigung besitzen will. Mein Mann soll nicht der Mann seiner Frau sein. Und dann — zwischen gestern und heute muß auch mit ihm etwas Wichtiges vorgefallen sein. Dieses adlige Bettelmädchen! Schweigen Sie, Mettmann, ich gehöre nicht zu Ihrem Publikum, ich habe von den Dingen meine eigne Meinung.“

Sie ließ sich wieder auf das Sofa sinken und schwieg, sie kämpfte mit ihren Thränen. Festig winkte sie Mettmann mit dem Taschentuche fort. Mit veränderter Stimme rief sie ihm nach:

„Schicken Sie Richard bald her; aber Sie sollen mir von ihm nicht mehr sprechen, nicht vor der öffentlichen Auf-
 führung.“

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Nietzsche.

Gestorben am 25. August 1900.

Hätte vor zehn Jahren, als der Wahnsinn dem Schaffen Friedrich Nietzsches ein plötzliches Ende machte, jemand vorausgesagt, daß er in kurzer Zeit zu den gelesesten und noch mehr besprochenen deutschen Schriftstellern gehören werde: man hätte ihn wahrscheinlich ausgelacht. Der Mann, von dessen Werken heute Auflagen nach Auflagen erscheinen, mußte für die Schriften, die er noch selbst der Öffentlichkeit übergab, die Druddiosen bestreiten. Gegenwärtig besteht in Weimar ein eigenes „Nietzsche-Archiv“, das dafür sorgt, daß keine Zeile der mittlerweile so berühmten gewordenen Persönlichkeit der Öffentlichkeit vorenthalten werde. Nietzsche hat, kurz vor der vollständigen Umnachtung seines Geistes, geschrieben: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste.“ In diesem „unabhängigsten Buche“ wollte er der Menschheit lehren, ganz neue Wertmaßstäbe an alle Dinge zu legen. Es sollte „Umwertung aller Werte“ heißen. In dem ersten Kapitel dieser Schrift, das nach seiner Erkrankung herausgegeben worden ist, lesen wir: „Dieses Buch gehört den wenigsten. Vielleicht lebt selbst noch keiner von ihnen. Es mögen die sein, welche meinen Zarathustra verstehen: wie dürste ich mich mit denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen?“ Man darf sagen, Nietzsche hat sich in doppeltem Sinne geirrt. Wer die Entwicklung des Geisteslebens in den letzten Jahrzehnten verfolgt hat, der kann sich sagen, Nietzsches Anschauungen sind keineswegs die „unabhängigsten“. Er hat nur, zuweilen originelle, zuweilen aber auch paradoxe und höchst einseitige Folgerungen aus Ideen gezogen, die in der Zeitkultur wohl vorbereitet lagen. Wenn man die Schriftsteller verfolgt, aus denen er seine Bildung geholt hat, dann wird man zu einem andern Urteil über seine Unabhängigkeit geführt, als das ist, mit dem seine mehr als zweifelhaft gegenwärtige Anhängererschaft so selbstgefällig auftritt. Und auch mit der zweiten der angeführten Behauptungen hat sich Nietzsche geirrt. Wenn man Umschau hält in einer gewissen Publizistik der Gegenwart, wird man bedenklich den Kopf

schütteln müssen über die Anzahl von Ohren, die bereits in so kurzer Zeit für den „Unabhängigen“ gewachsen sind. Nietzsches Gedanken bilden, in bequeme Schlagworte geprägt, ein beliebtes Ausdrucksmittel „geistreicher“ Journalisten.

Man mag über Nietzsches Weltanschauung denken, wie man will: die Art, wie er populär geworden ist, wird man nicht anders bezeichnen können, denn als eine tiefe Verirrung unserer Zeitkultur. Ein hervorragendes Merkmal bei fast allen seinen Anhängern ist der Mangel an einem sachgemäßen Urteil und das flatterhafte Interesse für die Ideen einer durch ihre persönlichen Lebensschicksale interessanten Persönlichkeit. Wer Nietzsches Schriften wirklich mit Verständnis liest, der wird sich vor allen Dingen darüber klar werden, daß er es mit einem Manne zu thun hat, der dem wirklichen Leben der Gegenwart, den großen Bedürfnissen der Zeit ganz ferne stand. Er hat sich alles, was er kennen lernte, im Sinne der Anschauungen zurechtgelegt, die er sich durch einen einseitigen klassischen und philosophischen, in mancher Beziehung ganz abnormen Bildungsgang erworben hat, mit Ausschluß jeglicher Lebenserfahrung, ohne Kenntnis der wahren Bedürfnisse der Gegenwart. Er war in vollster geistiger Vereinamung mit sich selbst und seinen Gedanken und Empfindungen beschäftigt. Deshalb konnte er auch nur zu Ideen kommen, die als Aushagerungen einer merkwürdigen Einzelpersönlichkeit interessieren können, zu denen sich aber in der Form, wie er sie ausgesprochen hat, kein anderer, im wahren Sinne des Wortes, als Anhänger bekennt sollte. Wer ihn dennoch geradezu als einen Geist hinstellt, der für unsre Zeit charakteristisch ist, der beweist nur, daß Verständnislosigkeit für die eigentlichen Bedürfnisse der Gegenwart bei vielen auch eine charakteristische Erscheinung dieser Gegenwart ist.

Die Betrachtung des Entwicklungsganges Nietzsches möge diese Behauptungen bestätigen. Er ist am 15. Oktober 1844 in Röden geboren. Sein Vater war protestantischer Prediger, Nietzsche war fünf Jahre alt, als der Vater starb. Er schildert ihn selbst mit den Worten: „Er war zart, liebenswürdig und morbide, wie nur ein zum Vorübergehen bestimmtes Wesen, — eher eine gütige Erinnerung an das Leben, als das Leben selbst.“ — Innerhalb einer frommen protestantischen Familie wuchs Nietzsche heran. Er war ein im orthodoxen Sinne frommer Knabe. Wir wissen aus der Biographie, die seine Schwester geliefert hat (Elisabeth Förster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches. Leipzig. C. S. Naumann), daß er von seinen Klassenkameraden, wegen seiner religiösen Denkungsart, der „Kleine Pastor“ genannt worden ist. Auf dem Gymnasium zu Schulpforta, der Musteranstalt für klassische Bildung, brachte er die Schuljahre zu. In den Universitäten Bonn und Leipzig hat er sich der klassischen Altertumswissenschaft gewidmet und sich in der Vorstellungswelt des alten Griechentums so eingelebt, daß ihm diese alte Kultur als ein Ideal menschlicher Entwicklung, als der Inbegriff alles Großen und Edlen erschien. Er ist in der Schätzung des Griechentums später so weit gegangen, daß er das Vorhandensein des Sklaventums, dieser Begleiterscheinung einer frühen Bildungsstufe, als etwas besonders Mustergültiges und Wertvolles pries. Am Ende seiner Studienaufbahn lernte er die Philosophie Arthur Schopenhauers und Richard Wagner kennen. Die Schriften des ersteren und die Persönlichkeit des letzteren wirkten geradezu faszinierend auf ihn. Durch seine begeisterungsfähige, starken Eindrücken gegenüber höchst empfindliche Natur war er beiden Geistern förmlich willenlos verfallen.

Die Schätzung der griechischen Kultur, die er als eine wahrhaft große nur für die Zeit vor dem Auftreten Sokrates' ansah, verband sich bei ihm mit der rückhaltlosen Bewunderung Schopenhauers und Wagners. Er sah nunmehr im alten Griechentum eine Kultur, durch die der Mensch den ewigen Mächten der Welt näher stand, als das später der Fall war. Er sagte sich: in dieser alten Zeit sind die Menschen ganz im Banne ihrer ursprünglichen Instinkte und Triebe gewesen; sie haben nach allen Seiten voll ausgelebt, was die Natur in sie gelegt hat. Durch Sokrates sind sie von dieser Kultur abgebracht worden. Sokrates habe einseitig den Geist, den Verstand gepflegt. Er habe durch das Denken die Urtriebe des Menschen eingeschränkt; die Tugend, die man ausklügelt, sollte an die Stelle der frischen, urkräftigen Instinkte treten. In Schopenhauers Lehre glaubte Nietzsche eine Rechtfertigung für diese seine Anschauungsart zu finden. Denn Schopenhauer nennt auch das menschliche Vorstellen, den Verstand, nur ein Ergebnis des blinden, vernunftlosen Willens, der in allen Naturerscheinungen waltet. Und in Wagners Musik glaubte Nietzsche Töne zu hören, die wieder aus den Tiefen der menschlichen Natur kommen, denen sich die Bildung der verflohenen Jahrhunderte entfremdet hat. Er verherrlichte das alte Griechentum vom Standpunkt der Schopenhauerschen Philosophie und feierte zugleich das Musikdrama Wagners als die Wiedergeburt dieser verlorenen Kultur in seiner ersten Schrift: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (1872). In der folgenden Zeit unternahm er von diesem Gesichtspunkte aus in seinen vier „ungeitgemäßen Betrachtungen“ einen Feldzug gegen die gesamte moderne Bildung. In einer Festschrift, die er 1876 für die Aufführungen in Bayreuth verfaßte, erreichte er den extremsten Ausdruck für diese seine Anschauungsweise.

In derselben Zeit wurde ihm auch klar, daß er sich den Einflüssen Wagners und Schopenhauers wie hypnotisiert hingeeben hat. Er empfand die ganze Anschauung als ein fremdes Element, das er sich eingeimpft hatte. Er wurde zum heftigsten Gegner

dessen, was er bisher vertreten hatte. Er kämpfte nunmehr für eine streng wissenschaftliche Betrachtung des Lebens. Durch das Studium von Werken, die im naturwissenschaftlichen Geist der damaligen Zeit geschrieben waren, wurde er von seiner früheren Anschauung abgebracht. Er hatte sich in Friedrich Albert Langes „Geschichte des Materialismus“, in Dührings Schriften, in die Ausführungen der französischen Moralschriftsteller vertieft. Wer diese Schriften kennt, der steht in den Standpunkten, zu dem sich Nietzsche in seinen Werken: „Menschliches, Unzumenschliches“, „Morgenröte“ und „Fröhliche Wissenschaft“ bekennend, extreme Schlüsse aus den Ideen, die von den genannten Schriftstellern vertreten worden sind. Nietzsche sieht jetzt in den Vorstellungen, die er vorher gelehrt hat, falsche Ideale, welche die nüchternere, verstandesklare Beobachtung der Dinge in einen romantischen Nebel einhüllen. Immer mehr steigert sich seine Antipathie gegen Schopenhauer und Wagner. Im Jahre 1888 verfaßt er dann seine Schrift „Der Fall Wagner“, welche in Worte ausklingt, wie diese: „Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich teuer. Ich beobachte die Jünglinge, die lange seiner Infektion ausgesetzt waren. Die nächste relativ unschuldigste Wirkung ist die des Geschmacks. Wagner wirkt wie ein fortgesetzter Gebrauch von Alkohol. Er stumpft ab, er verschleimt den Magen. Der Wagnerianer nennt zuletzt rhytmisch, was ich selbst, mit einem griechischen Sprichwort „den Sumpf bewegen“ nenne.“

Noch einmal gewinnt etwas einen starken Einfluß auf Nietzsche. Es ist der Darwinismus. Auch hier schiebt er sogleich zu den extremsten Folgerungen vor. Ohne Zweifel hat er im Jahre 1881 erschienenen Buch eines genialen, leider früh verstorbenen Naturforschers, W. S. H. Rolphs: „Biologische Probleme“, ihm weitgehende Anregungen gegeben. Er wird von der Idee des „Kampfes ums Dasein“ aller Wesen, der im Darwinismus eine mächtige Rolle spielt, fasziniert. Aber er nimmt diese Idee nicht in der Darwinschen Form an; er gestaltet sie in dem Sinne um, in dem sie Rolph ausgebildet hat. Darwin war der Ansicht, daß die Natur bei weitem mehr Wesen hervorbringt, als sie mit den vorhandenen Nahrungsmitteln erhalten kann. Die Wesen müssen also um ihr Dasein kämpfen. Diejenigen, welche am vollkommensten, am zweckmäßigsten eingerichtet sind, bleiben übrig; die anderen gehen zu Grunde. Rolph ist anderer Meinung. Er sagt: nicht die Not des Daseins ist die treibende Macht der Entwicklung, sondern der Umstand, daß jedes Wesen sich mehr aneignen will, als es zu seiner Erhaltung bedarf, daß es nicht nur seinen Hunger stillen, sondern über seine Bedürfnisse hinausgehen will. Die lebendigen Geschöpfe kämpfen nicht bloß für das Notwendige, sondern sie wollen immer mächtiger werden. Rolph setzt an Stelle des „Kampfes ums Dasein“ den „Kampf um Macht“. Diesen Gedanken überträgt er auf die sittliche Weltordnung. Er verbindet sich ihm mit einer Ansicht, die er schon früher aus Schopenhauers Philosophie angenommen hat: daß es auf die Masse der Menschen nicht ankomme, daß die Massen nur dazu da seien, um einzelnen Ausserlesenen als dienende Wesen die Aufgaben möglich zu machen, auf denen sie zur höchsten Macht steigen. Die Geschichte soll nicht zum Glüd jedes Einzelnen führen, sondern sie soll nur ein Umweg sein, um die Macht einiger hervorragenden Individuen zu befördern. Auf diesem Umweg soll der Mensch sich zum „Uebermenschlichen“ entwickeln, wie er sich vom Affen zum Menschen entwickelt hat. In dem halb poetisch, halb philosophisch gehaltenen Werke „Also sprach Zarathustra“ hat Nietzsche das hohe Lied dieses „Uebermenschlichen“ gesungen. Wieder findet er wie in seinen Jugendjahren in der bisherigen Kulturentwicklung einen großen Irrtum. Der „höherwertige Typus Mensch ist oft genug schon beigegeben; aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten gefährdet worden, er war bisher beinahe das Fruchtbare; — und aus der Furcht heraus wurde der umgekehrte Typus gewollt, gezüchtet, erreicht: das Hausier, das Herdentier, das trauke Tier Mensch.“ (Werke, Band 8, Seite 218 f.) Nietzsche war nunmehr von seiner Idee des „Willens zur Macht“ so hypnotisiert, daß ihm alles andre neben dem brutalen Kampf um Unterdrückung des Schwächeren gleichgültig wurde, daß er in dem kein Mittel sehenden Renaissance-Menschen Cesare Borgia das Muster eines Uebermenschen sah.

Immer mehr hat sich Nietzsche unter dem Einfluß solcher Vorstellungen in eine Weltanschauung paradoxer Art hinein getrieben, die weit ab liegt von der Kultur der Gegenwart. Charakteristisch ist seine Stellung zur „Arbeiterfrage“. Er sagt: „Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage giebt. Ueber gewisse Dinge fragt man nicht. — Man hat den Arbeiter militärisch gemacht, man hat ihm das Koalitionsrecht, das politische Stimmrecht gegeben: was Wunder, wenn der Arbeiter seine Existenz heute bereits als Notstand (moralisch ausgedrückt als Unrecht) — empfindet? Aber was will man? Nochmals gefragt. Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht.“ (Werke, Band 8, S. 153.) Vom Standpunkt Nietzsches aus ist das alles konsequent. Diejenigen, die aber in diesem Standpunkt nicht eher durch die Persönlichkeit Nietzsches höchst

interessante, extreme Ausgestaltung einer absterbenden Ideenwelt sehen, sondern ein lebensfähiges Glaubensbekenntnis, müssen blind gegenüber den Forderungen der Gegenwart sein.

Ein merkwürdiger Denker ist am 25. August gestorben; nicht einer der führenden Geister in die Zukunft. —

Rudolf Steiner.

Kleines Feuilleton.

ck. Die Sprache des Kindes. In dem kürzlich erschienenen ersten Band der „Völkerpsychologie“ von Professor Wilhelm Wundt finden sich interessante Beobachtungen über die Entstehung der Kindersprache. Nach Professor Wundt läßt man in der Entwicklung der kindlichen Stimmlaute drei Stadien unterscheiden. Das erste, das bis in die sechste Lebenswoche herabreicht, ist das der Schreilaute. Das Kind schreit zunächst, weil es Kälte und Hunger empfindet und stößt dabei unartikulierte vokalische Laute, wie ä, a, u, uä aus. Schon in der ersten Lebenswoche erweitert sich der Gebrauch dieser Schreilaute, die nun nicht nur bei Schmerzempfindungen, sondern auch bei andren Anluststimmungen, etwa bei ungewohnter Lage etc. erfolgen und schließlich im äußersten Grade den Charakter des Wut-schreies annehmen. Der Hauptfortschritt, der sich am Ende des ersten und am Anfang des zweiten Lebensmonats vollzieht, besteht darin, daß allmählich auch schwächere Gefühle von Lautäußerungen begleitet werden, z. B. Ungebuld, Verdruss und in leisen Anfängen schon Lustgefühle. Neben den eigentlichen Schreilaute treten schon gemäßigtere Ausdruckslaute auf. Der Lautschatz des Kindes vermehrt sich und halb artikulierte Lautbildungen, wie ör, rō, ta, ra usw. treten zu den früheren Vokalstimmungen hinzu. Diese Lautsprache bildet schon den Uebergang zu dem zweiten Stadium, in dem sich die Anzahl der Lautartikulationen entsprechend dem größeren Reichtum des Kindes an Gemütsstimmungen, besonders an Lustempfindungen, rasch vermehrt. Lautverbindungen wie am, ab, an, na, bu äußern schon ein schwaches Wohlbehagen des Kindes. Stärkere Freude kundet sich noch in einem lauten krähenartigen Schrei an, das sich von dem Wehgeschrei durch seine längere Dauer und hohe Tonlage unterscheidet. Bis zum Ende des ersten Lebensjahres ändert sie sich nur wenig. Neue Laute wie oi, eg, ge, ja, el, br treten auf, aber sie haben noch gar nicht den Charakter eigentlicher Sprachlaute, sie sind nur andersartige Gefühlsäußerungen, wie die primitiven Schreilaute. Auch die Bildung der Lautwiederholungen, die in der Regel in die zweite Hälfte des ersten Lebensjahres fallen, gehören noch ganz dem Stadium der reinen Gefühlsäußerung des Kindes an. Bei der Hervorbringung von Lautwiederholungen, wie da-da-da, ma-ma-ma, ba-ba-ba scheint das Kind sich besonders behaglich zu fühlen. Eine Art von rhytmischem Gefühl verrät sich darin. Bald nach dem Auftreten der Wiederholungslaute beginnt das Kind, gewöhnlich schon am Ende des ersten Lebensjahres, zufällige Geräusche, namentlich Sprachlaute nachzuahmen. Die Neigung zu dieser „Echosprache“ ist bei verschiedenen Kindern in ungleichem Maße vorhanden. Zunächst werden die Laute völlig verständnislos nachgeahmt. Auf das allmähliche Verstehen der gehörten Worte folgt nach geraumer Zeit erst die selbständige Anwendung der Worte, um einen Gegenstand zu bezeichnen. Dies ist das dritte Stadium der eigentlichen Sprachbildung, das die folgenden Lebensjahre umfaßt. Das Kind benennt bewußt Personen und Vorkommnisse seiner täglichen Umgebung. Dahin gehören die bekannten Kallworte Mama, Papa, „atta“ für das Fortgehen einer Person, „mimi“ für die Milchflasche usw., die in die Wende des ersten und zweiten, oder in die ersten Monate des zweiten Lebensjahres fallen. Die weiteren Wortbildungen der Kindersprache erfolgen dann meistens sehr rasch. Bei einem Mädchen, dessen erste, bewußt angewendeten Sprachlaute genau in den zwölften Monat fielen, zählte Professor Wundt im 19. Monat schon 66 Wörter, die sich einen Monat später um weitere zwölf vermehrt hatten. Der Wortschatz dieses Kindes umfaßte z. B. Worte wie: Daga (Onkel), Dada (Tante), Eje (Marie), Wida (Friedrich), Mue (Junge), Pipi (Vogel), Hotto (Pferd), Agga (Nage), Mimi (guten Morgen), Nan (gute Nacht), Zija (Schleier), Mha (Finger), Aga (Tade und Kaffee), Soj (Schloß), Gag (Kleid) usw. Auf diese ersten Wortbildungen folgen von der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres an häufiger gebrauchte artikulierte Gefühls-laute wie hi, up, ol, pu, tschi, lu und andre mehr. Gegen die Mitte des dritten Lebensjahres pflegen die sämtlichen in der Sprache der Umgebung vorkommenden Laute auch in der Sprache des Kindes und in seinen Gefühlsäußerungen eine Rolle zu spielen. Natürlich ist die Kindersprache bis zu diesem Zeitpunkt noch reich an Wortverdrehungen und Lautverdoppelungen, die der jeweiligen Auffassungsstufe des Kindes entsprechen, und die eine Art Universalprache bilden, denn sie finden sich ähnlich in fast allen Ländern. Interessant sind dabei die Rassenunterschiede. Das deutsche Kind nennt den Hund Bau-wau, das französische Oua-pua, das niederländische Waf-waf, oder das deutsche Kind sagt auf Huhn Glut-glut, oder Tut-tut, das französische Kok-kok und dergleichen mehr. Die Neigung zu onomatopoeischen Wörtern variiert sehr in der Kindersprache der verschiedenen Länder. Bei den europäischen Nationen werden im wesentlichen nur einige Tiernamen und wenige Vorgänge des täglichen Lebens, wie z. B. das Essen, das Klingeln der Hausglocke in onomatopoeischen Formen ausgedrückt; aber die japanische und chinesische Kindersprache ist sehr reich an solchen Worten. Viele dieser Formen der Kindersprache sind auch in die tägliche Umgangssprache der Japaner übergegangen.

In einer kleinen Sammlung von 53 onomatopoeischen Wörtern der japanischen Kindersprache liest man z. B.: do-do (Pferd), wan-wan (Hund), nya-nya (Kotze), tofeto (Rachigall), zion-zion (Sperling), bun-bun (Biene), gon-gou (große Glocke), goro-goro (Donner), pappu (Tabak), fu-fu (Feuer) usw. —

Theater.

Lessing-Theater. Die *Slavin* von Ludwig Fulda. Das Stück ist neun Jahre alt. Es entstand in den Tagen des lampfrohen Naturalismus, als die Bühnensmährchen noch nicht Mode waren. Man hat es, als es jetzt wieder auf der Bühne erschien, ziemlich kritisch angenommen — nach meiner Meinung all zu kritisch. Es ist freilich sehr leicht nachzuweisen, daß man es mit einem Theatersüßling zu thun hat. Es ist sehr billig, an *Nora* zu erinnern und man braucht nur mäßigen Scharfsinn anzuwenden, um das feuilletonistische Element des Stücks zu erkennen. Ebenso deutlich aber tritt das Talent des Autors hervor. Er hat, sehr zu seinem Nachteil, die Wege verlassen, die er in der *Slavin* wandelte. Der Erfolg des *Kassian* hat ihn zu dem Irrtum verleitet, daß er Märchen schreiben könne. Das Märchen aber ist der Art seines Talents geradezu entgegengekehrt. Er wäre weiter gekommen und hätte der Kritik mehr Freude bereitet, wenn er in der modernen Wirklichkeit geblieben wäre. Der Weinändler, der seine Frau wie eine *Slavin* behandelt, ist eine Leistung, die Respekt abnöthigt und mit Respekt behandelt sein will. Das kann man weder vom *Sohn des Kalifen*, noch vom *Schlaraffenland* behaupten. Vielleicht befindet sich der Dichter wieder auf die Eigenart seines Talents. Der phantastische Zug, den das Märchen braucht, fehlt in dieser Eigenart vollständig.

Ge spielt wurde im allgemeinen gut. Herr Josef Klein, das neue Mitglied des Lessing-Theaters, spielte sogar sehr gut. In der Rolle des brutalen Ehemanns trug er seinen ersten Erfolg davon. Er hatte den Charakter mit großer Intelligenz erfaßt und brachte ihn mit großer Sicherheit im Spiel zur Geltung. Von Anfang bis Ende wachte er das Interesse wachzuhalten, so daß man seinen ferneren Leistungen guter Hoffnung entgegensehen darf. Unangenehm fiel das mittelmäßige Spiel des Herrn Schönfeld auf. — E. S.

Musik.

Es ist doch etwas Trauriges um einen Kunstreferenten, der von Aufführung zu Aufführung auf eine neue Spur künstlerischen Geistes hofft und, wann er nachher enttäuscht ist, nur seinem eignen, verdrehten Idealismus die Schuld geben muß. Und es ist doch etwas gar zu Verdrehtes, von einer Neu-Aufführung der „burlesken Oper“ *Offenbachs: Orpheus in der Unterwelt* im Theater des Westens durch das Ferenczy-Ensemble eine künstlerische Besonderheit zu erwarten. Das Hervorholen des *Orpheus*, einer der ältesten von den Offenbach'schen Operetten (1856) ist allerdings etwas doppelt Gutes: erstens besitzt diese Musik bei all ihrem Uebermaß von Oberflächlichkeit etwas Unverwundliches — sie hat so geringen Inhalt, daß sie von Zeitströmungen weniger abhängig ist, als es gewichtigere Produkte sind; und zweitens freigt sie auch ohne ihr Verdienst durch den Vergleich mit vielen von dem, was heute mit ihr konkurriren möchte, turnhoch. Allein an eines darf man nicht denken: an das, was aus einem solchen Bühnenwerck herauszuschlagen wäre. Denkt man nicht daran; denkt man nicht an das, was die vollkommene Gesangkunst fordert; denkt man nicht an ein musikalisch voll veranwortliches Orchester, und hält man sich überdies manchmal die Ohren zu, dann kann man sich über diese letzte Leistung unsterblicher Operettenkomponiers daß freuen. Herr Emil Albes gab sogar, als Faktotum des Pluto: Hans Sthg, eine sehr beachtenswerthe Darstellung: seine Sprechkünste und sein Vermeiden der so nahe liegenden Karikaturkomik lönten vielen zum Muster dienen. Die Sängerin der *Enydiee*, Leona Rey als *Gast*, zeigte eine hübsche Stimme mit ziemlich guter Höhe und mit einer netten Geschicklichkeit des Summens in der Fliegenecene; eine bessere Vokalstärkung im Sington und noch mehr im Sprechton wären auch ihr dringend anzurathen. *Therese Delma* (*Venus*) und *Lucie Engelle* (*Diana*) verdienen eine Hervorhebung. Die scenischen Bilder waren glanzvoll genug, und die Streichungen sind nun einmal anscheinend unübertwindlich; aber eine Regie, die den Reichtum der hier lagernden Grazie so recht sippig herausbringt, würde doch wohl eine der ersten Erfordernisse sein, soll Offenbach als Offenbach wieder-erstehen. — sz.

Kulturgeschichtliches.

Ueber die Kleiderordnung der Bauern von Drehber berichtet das *Hoyaer Wochenblatt* aus Niepholz: „Es erschienen die Vorsteher sämtlicher Bauernschaften der Vogtei Drehber vor dem Amte Niepholz und gaben behufs Einschränkung des Luxus folgenden Vortrag zu Protokoll: Es sei leider nur zu beglündet, daß die Wirkhaft nicht würde bestehen können, wenn der Luxus in dem Maße wachse, wie es seit einigen Jahren angefangen. Besonders sei dies der Fall bei dem weiblichen Geschlecht. Mit dem Gelde, mit welchem man ehemals zwei Frauenleute habe kleiden können, reiche man jetzt kaum für eine nur. Jede wollte es der andern zuvor thun, keine wollte der andern nachsehen, und so werde die Noth, neumodische und ausländische Sachen zu tragen, mit jedem Jahr größer. Es kämen nicht selten Beispiele vor, daß Frauen und Töchter den Wirten

heimlich Korn, Brot, Kartoffeln und andre Sachen aus dem Hause schleppen, solche verlasten und Staat dafür einhandeln, oder wenn das nicht geschehen könne, habe der Wirt so lange Unfrieden im Hause, bis er endlich Staat anschaffe. Ja, es würden große Unschlächlicher gekauft, die bis zu fünfzehn Thalern kosteten, und seidene, auch sammetne Hüte, die beim ersten Regen verdorben würden und doch unter fünf Thaler nicht zu haben wären. Es wäre demnach sämtlich ihr Wunsch, daß diesem Unwesen auf irgend eine Weise Maß und Ziel gesetzt würde, und wollten sie deshalb durch eine konventionale Strafe allen unnützen Staat unter sich verbannen, die alte Einfachheit wieder herbeiführen und ihre Obrigkeit ersuchen, ihnen dazu nicht allein beihilflich zu sein, sondern auch darin einen Beweis zu sehen, wie ernstlich sie bemüht wären, ihrem Wohlstand wieder aufzuhelfen, und nach Kräften alle Mittel anzuwenden, alle Pflichten gegen den Staat zu erfüllen. Die Fingabe führt dann alle Luxusartikel auf, die von nun an wegfallen sollten, besonders die seidene und sammetnen Hüte, die seidene Kleider, Spitzen und goldenen und silbernen Schmuckstücken zc. zc. ... Auch die Anrichte mit gläsernen Thüren sollten als losspieliger und unnützer Hausrat den Luxusartikeln beigegeben werden. Für den Verbrauch der vorhandenen Luxusartikel bezeichneter Art war eine Frist von zwei Jahren gewählt. Dann sollten alle Zuwiderhandelnden mit einer Buße von fünf Thalern bestraft werden, und zwar zum Besten der Armenklasse des betreffenden Kirchspiels. Obwohl alle Eingekessenen der Vogtei Drehber sich freiwillig dieses Geses und die Pflicht der Anzeige der Zuwiderhandelnden anferlegt hatten, so bestimmten sie doch, um zu beweisen, wie ernst es ihnen mit der Durchführung sei, daß die Landgendarmen bei Denunziationen die Hälfte der Strafe als Denunziationsgebühr erhalten sollen.“ — So geschehen am 3. März 1818. —

Humoristisches.

— **Enttäuschung.** „Nehmen Sie mir's nicht übel, teurer Dorfbewohner, aber den Ammel hier zu Land hatt' ich mir doch 'n bißchen anders vorgestellt. Den Tag über, dacht' ich, wird jeshupplattelt un des Nachts ejal Haberfeld jetrieben.“ — („Simpl.“)

— **Gefährlich.** „Wann heinst Du denn, Hans?“ „O, o, ich hab' meiner Schwester zu ihrem vierzigsten Geburtstag gratuliert und da hat sie mir eine Ohrseige gegeben.“ —

Notizen.

— Friedrich Nießke ist am Sonnabend in Weimar infolge eines Schlaganfalls gestorben. (Siehe unser heutiges Geniessen.) —

— Das neue deutsche Schauspielhaus in Hamburg, als dessen künstlerischer Leiter Baron Alfred Berger fungiert, wird am 13. September mit Goethes *„Iphigenie“* die Scenen eröffnen; das Stück wird vor einer geladenen Gesellschaft in Scene gehen. —

— Der Kongress für Volkskunde, der vom 10. bis 12. September in Paris tagt, wird in zwei Abteilungen zerfallen, deren erste sprachliche Volksliedlieferung und Volkskunst, Verbreitung von Sagen und Volksliedern usw., und deren zweite Volksgebräuche, Sitten bei Geburt, Heirat und Tod, Verehrung von Tieren, Bäumen, Steinen usw. zum Gegenstand haben wird. —

U. Neuentdecker Fisch. Im Valletin der Brüsseler Akademie der Wissenschaften hat der Biologe und Vorsteher des dortigen Museums für Naturkunde Dollo einen neuen Fisch beschrieben, der von der belgischen Südpolar-Expedition entdeckt worden ist. Es ist ein kleines Tier oder wenigstens ein kleines Exemplar, an dem leider der Schwanz fehlt. Gefangen wurde es im südlichen Eismeer in einer Breite von 74 Grad und in einer Tiefe von 436 Metern unter der Meeresoberfläche. Der Fisch hat den Namen *Racovitzia glacialis* erhalten und gehört zu der Familie der Drachenfische, die einen ungeheuren Schwanz, aber einen stark zusammengebrückten messer- oder trichterförmigen Leib zu besitzen pflegen. Ihr bekanntester Vertreter, der in Aquarien häufiger zu finden ist, ist das Peierlmännchen. Diese Fischgruppe scheint überhaupt eine Vorliebe für die südlichen kalten Meeresgegenden zu haben, da dort schon eine ganze Reihe von Arten aufgefunden worden ist. —

— **Oleander müssen**, wie der „Praktische Begleiter“ schreibt, bei der jetzigen heißen Jahreszeit, wenn sie reichlich blühen sollen, täglich wenigstens zweimal mit lauem Wasser begossen werden. Werden sie zu trocken gehalten, so fallen die Knospen vor dem Blühen ab. —

— Im zweiten Augustheft der „Gesellschaft“ singt Wilhelmine Windt in einem Gedicht „Und wie ich lag ...“ ... Und hinter ihm, mit zärtlich schmeilenden Händen den leeren Wub zu halten im vergnügten Fangenspiel ... — Aber Wind! —